

# Buchstabensuppe an Klangsalat



*Die Gattung „Monumental-Oper“ feiert in München fröhliche Urstände, während in Berlin gähnende Langeweile herrscht. Anne-Sophie Mutter spielt ein belangloses Konzert, und große Oper gibt es in Essen. Aber lesen Sie selbst.*

**E**in Philosoph als Librettist? Ambitioniert trat der Salonphilosoph Peter Sloterdijk als Musiktheatertextdichter an: „Babylon“. Ort der Welturaufführung: die Bayerische Staatsoper, wo man noch nie für das Kleine, gar Schlichte zu haben war. Darum tritt zum hochberühmten Erstlingsdichter ein zumindest in Neue-Musik-Kreisen ebenso bekannten Tonsetzer: Jörg Widmann, wunderbarer Klarinettist und Freiburger Professor, eloquenter wie versatiler Composer-in-Residence zum Anfassen bei jedem nur denkbar bedeutenden Festival.

Sloterdijk schmiss sich voll aufs Wort, das ihm nie fehlt; sind doch die katholische Kirche und die Oper die letzten Schutzräume für Pathos pur. „Babylon“, mit einem hier gewohnt souverän den riesigen Klang- und Bildapparat zusammenhaltenden Kent Nagano am Dirigier- und den routinierten Spektakelmachern der katalanischen Theatertruppe La Fura dels Baus am Regiepult, setzt von Anbeginn auf ironiefreie Überwältigung. Es beginnt mit der Apokalypse, um sich dann stetig zu steigern. Sloterdijk verortet seine Handlung in die Zeit der babylonischen Gefangenschaft

der Juden, lässt einen Exilanten namens Tammu (tenorblind: Jussi Myllys) sich zum Liebesdreieck zusammenschließen mit nichts Geringerem als der Seele (satter Sopran: Claron McFadden) und der knusprigen Liebespriesterin Inanna (dauergebucht als trittsichere Koloratur-Lolita der Moderne: Anna Prohaska). Drumherum treten in schönster Siebener-Symbolik in den sieben Bildern auf: sieben Planeten, die auch als Regenbogen fungieren, sieben Affen, sieben Vulven und sieben Phalloi, der Fluss Euphrat (mit zwei Stimmen im Zweistromland: Gabriele Schnaut). Der Tamino-ähnliche Tammu erlebt als neuer Noah die Sintflut, muss durch eine Feuer- und Wasserprobe, wird zum Menschenopfer, als Toter im umgekehrten Orpheus-Mythos von Inanna errettet und mit ihr gemeinsam zum Mond geschossen.

Scheinheiliger Bimmelbammel, hier passt wirklich nichts zusammen! Da eifert Sloterdijk vergeblich lallend dem begnadeten Lautmalers Wagner nach, baut trockene Schulfunksätze, schwurbelt schamfrei, ergeht sich in Fantasy-Fatalität wie Esoterik-Klimbim und lässt altherrenkeck die klassische Sau raus. Merke: Mit Musik darf man alles. Doch

die fühlt sich hörbar unwohl. Jörg Widmann bietet Dodekaphonie, Pop, Jazz und ein öliges Musical-Liebesmotiv auf, die Orgel donnert, die Tonfluten schwallen, der Bayerische Defiliermarsch trifft auf die „Lustigen Holzhackerbuam“. Buchstabensuppe an Klangsalat, orgiastisch bombastisch.



Die Deutsche Oper Berlin wurde eben 100 Jahre alt. Von Anbeginn war sie immer auch ein Richard-Wagner-Haus. Hier spielte man gleich am 1. Januar 1914 nach Ablauf der Schutzfrist als drittes Opernhaus überhaupt den „Parsifal“. Aber warum muss jetzt der „Parsifal“ des seltsamerweise als großer Opernregisseur gehandelten Philipp Stölzl so einfallsarm fade und konzeptuell konfus sein? Zwischen Kreuzigungsarrangements in Zeitlupe, Menschenopfern und Bastrockmädchen, zwischen Oberammergau, Bad Segeberg und „Blume von Hawaii“ bekam der 67-jährige Bassveteran Matti Salminen als Gurnemanz den meisten Applaus. Mehr als die mit Keifen verführende Kundry Evelyn Herlitzius und der wenig geforderte Klaus Florian Vogt, der nie Parsifal sein, immer sein blondlockiges Tenorstrahlenselbst bleiben musste. Mag Salminen nur noch mit (sehr) schönen Resten singen, er war und ist – neben dem Grundpfeiler Chor und dem wieder aufblühenden, diesmal von seinem Chef Donald Runnicles sehr, sehr statisch behandelten Orchester – eine finnisch

Fotos: Wilfried Hösl/Bayerische Staatsoper



**Babylonische Sprachverirrung in München:** Peter Sloterdijk fischt im mythologischen Trüben. Wenigstens Anna Prohaska sorgt für den ein oder anderen Hingucker.

Essen zeigt, wie man Debussys „Pelléas et Mélisande“ szenisch wie musikalisch adäquat in Szene setzen kann. Am Regiepult: Nikolaus Lehnhoff.



Fotos: H. & C. Baus/Aalto-Theater

feste Stütze des Hauses. Das weiß der Berliner zu schätzen.



Auch wenn sich inzwischen die Vorlieben geändert haben sollen, es ist kein Geheimnis, dass sich Anne-Sophie Mutter gern mit älteren Männern umgeben hat. Sie hat zudem schon seit frühester Karrierejugend ein entspanntes Verhältnis zur zeitgenössischen Musik. Dort entkrampft sie sich interpretatorisch total, ja beginnt zu leuchten. Neben Rihm, Penderecki und Gubaidulina nimmt insbesondere das in rascher Folge speziell für sie geschriebene Violin-Ceuvre ihres Ex-Mannes André Previn (83), mit dem sie von 2000 bis 2006 verheiratet war, eine zentrale Stellung in ihrem Repertoire ein. Nach dem Violinkonzert von 2002 folgte jetzt ein zweites. Es wurde von den von ihr gerne eingesetzten Trondheim Soloists, einer 16-köpfigen norwegischen Streichertruppe, in Auftrag gegeben. Ende September wurde es in Skandinavien uraufgeführt, in Rosenheim für Deutschland aufpoliert dann in der Berliner Philharmonie erstaufgeführt. Mit dem Orchester kommuniziert die Mutter dabei genauso wenig (obwohl als „Leitung“ genannt) wie mit

dem Publikum. Harsch, dabei mit reich trüfelnder Reststübe wirft sie sich in das Gattengeigenkonzert.

Previn war in Hollywood einer der besten Orchestratoren, Dirigenten und Komponisten in den letzten goldenen MGM-Musicaljahren, später ein wunderbarer Jazzpianist. Als zeitgenössischer Komponist wirkt er dagegen brav und wie ohne Zähne. Rast- und ortlos schnurrt dieses kaum 25-minütige Werk ab. Es mutet nicht sonderlich schwer an, gibt sich floskelhaft melodieverliebt, lässt die Geige gern neckisch mit dem Solocello dialogisieren und setzt die drei ziemlich gleichförmig klingenden Sätze durch zwei kadenzartige Zwischenspiele des sonst nicht weiter geforderten Cembalos ab. Das klingt dennoch nicht nach Neobarock, eher nach neurotischer Telefonendlosschleife.



Ein 150. Geburtstag mag kein so großes Datum sein, und der dafür gefeierte Claude Debussy läuft ja hierzulande auch sonst immer gut im Klassikrepertoire mit. Erstaunlich ist es aber schon, dass es – nach einer gewaltigen Premierenwelle vor einiger Zeit – dieses Jahr im deutschsprachigen Raum nur zwei Premieren von Debussys einziger vollendeter Oper „Pelléas et Mélisande“ zu vermelden gibt. Noch bevor in Frankfurt im November mit Christian Gerhaher und Christiane Karg zwei der besten deutschen (!) Sänger an den Start gehen, kam das symbolistisch verwehte Maeterlinck-Märchen-spiel jetzt am Aalto-Musiktheater in Essen heraus.

**Spielte auch schon mal inspiriertere Werke:** Anne-Sophie Mutter, die in der Berliner Philharmonie mit Previns Violinkonzert eher fürs große Gähnen sorgte.

Sicherlich hat Intendant und Generalmusikdirektor Stefan Soltesz diese instrumental dominierte, in poetischer Prosodie durchgesungene Antiope bewusst als Auftakt seiner 15. und letzten Spielzeit gewählt. Er lässt seine vorzüglich ausbalancierten Philharmoniker mit abgedunkeltem Glanz funkeln und fließen, wellenartig pulsiert der Rhythmus durch den Raum.

Elegisch geht es zu Ende, tropft die Zeit davon, wenn sich die Liege mit der toten Mélisande unmerklich nach hinten in die Leere bewegt und der sich eintrübende blaue Portalschleier sie diskret ein letztes Mal unseren Blicken entzieht. Das souveräne, individuelle Dirigat, die unaufdringliche, aber deutliche, personnenführungsstarke Regie des Altmeisters Nikolaus Lehnhoff, Olaf Freeses zauberisches, mal dunkel wegsuppendes, dann wieder von hinten magisch strahlendes Licht, die diskrete, aber raffinierte Ausstattung sowie ein exquisites Sängersenemble machen diese Produktion zum Vorzeigebispiel eines mittelgroßen Hauses. Hier werden keine Deutungswände ingerannt, hier nimmt sich keiner zu wichtig – und bereitet dem Publikum mit dem fragilen Werk, das genau diese Qualität auf allen Ebenen braucht, uneingeschränkt Vergnügen.

Bleiben Sie im Rhythmus!

Ihr

*Manuel Brug*

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.

Foto: Harald Hoffmann/DG

